

Der Volksfreund

Wochenschrift für die Deutschen Polens in Stadt und Land.

Nr. 50. Sonntag, den 10. Dezember 1922. 4. Jahrgang.

Verlagsgesellschaft „Lodzer Freie Presse“ m. b. H.
Bettikauer Straße Nr. 88. Geldsendungen und Zuschriften sind an den Verlag zu richten.

Verantwortliche Schriftleiter: Albert Freyer,
(literar. Teil) und Rudolf Rosenfeld, (Politik
u. Börse). Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Bezugspreis mit Postzustellung 1600 M. vierteljährlich
Anzeigenpreis:
für die sechs gespaltene Kleinzeile Mark 100.—

Erst bis dir dies gelungen,
Daß du dem eignen Geist
Die Lauheit abgerungen,
Hast Du gesiegt — das heißt:
Den ärgsten Feind bezwungen!

An unsere Lehrer!

Alle deutschen Lehrer, die noch Mitglieder des polnischen Lehrerverbandes, Związek P. N. S. P. sind, wollen auf § 8, VI. Teil, Punkt 2, der neuen Satzungen achtgeben und getreulich befolgen.

Klar und deutlich ist es dort allen Lehrern nichtpolnischer Nationalität untersagt, Mitglied des Verbandes zu sein. Wer den „Głos Nauczycielski“ Nr. 3 vom 15. Februar 1922 gelesen hat, weiß es schon und hat den „Związek“ verlassen, doch viele Lehrer, die es nicht bemerkten und bis heute noch im „Związek“ verbleiben, wollen diesen Punkt beachten und befolgen. Die neuen Satzungen sind bereits gedruckt erschienen, und besonderes Gewicht wird von der polnischen Lehrerschaft diesem Punkt beigelegt. Man verlangt, die deutschen Lehrer sollen dem Deutschtum schriftlich entsagen, damit sie weiter im „Związek“ verbleiben dürfen.

Jetzt heißt es: „In wessen Brust ein deutsches Herz schlägt, der verlasse den „Związek“, wem der „Związek“ lieber ist als sein Deutschtum, der verleugne es offen!“

Die Farbe muß heraus!

Der alte Sejm.

Von Otto Somschor, Sejmabgeordneter.

Am 27. November d. J. trat der alte Konstituierende Sejm zum letzten Mal zusammen, um dem ersten ordentlichen Sejm Platz zu machen. Es ist für uns Deutsche Polens von großer Wichtigkeit, einen Augenblick stehen zu bleiben und über die fast vierjährige Tätigkeit des alten Sejm etwas nachzudenken.

Der Konstituierende Sejm wurde am 10. Februar 1919 mit einer feierlichen Rede des Staatshaupts eröffnet. Zum vorläufigen Sejmarschall berief er den ältesten Sejmabgeordneten Fürsten Ferdinand Radziwill, und dieser berief darauf die

beiden jüngsten Sejmabgeordneten, und zwar die Herren Niedzialkowski und Raczynski zu Sekretären. Am 14. Februar fand die zweite Sitzung statt, auf der das Präsidium gewählt wurde. Zum Sejmarschall wurde der Abgeordnete Trompczynski mit 155 Stimmen gegen Witos mit 149 gewählt. Seither hat der alte Sejm bis zum 27. November d. J. bestanden und 342 Sitzungen abgehalten.

Der erste Sejm wird allgemein der Konstituierende, oder der Gesetzgebende benannt, da er die einzige Aufgabe zu erfüllen hatte, die Staatsverfassung des Reiches zu schaffen. Diese Arbeit hätte er im Laufe von einigen Monaten leisten können, leider ist das nicht geschehen. Der Sejm dauerte fast vier Jahre, und es hatte den Anschein, als würde er sich in einen ewigen Sejm umwandeln. Trotzdem die Staatsverfassung am 17. März 1921 angenommen war, tagte der Sejm ruhig weiter, und vielen ist es noch frisch in Erinnerung, nach wie vielen Kämpfen er sich endlich entschloß, am 27. November d. J. für immer zu vertagen.

Der alte Sejm zählte 412 Sejmabgeordnete, darunter waren 7 Deutsche und 11 Juden. Die Polen waren in 12 politische Parteien gespalten. Die Deutschen bildeten eine Partei unter dem Titel „Deutsche Sejmvereinigung.“ Die Sejmwahlen in den gesetzgebenden Sejm fanden zu einer Zeit statt, wo noch die Grenzen des polnischen Reiches im Westen und im Osten nicht festgelegt waren. Deshalb hatten große Landesflächen keine Vertretung im alten Sejm. Besonders galt dieses von Ostgalizien, Posen, Wolhynien, Weißrußland und dem Wilnaer Gebiet. Sämtliche polnische Parteien zerfielen in zwei große Lager im Sejm. Auf der rechten Seite (im Sejm) saßen die Großgrundbesitzer, Kapitalisten, Geistliche und Fabrikanten (deshalb werden sie die Rechte genannt). Auf der linken Seite die Witospartei (Bauernpartei Piast), dann die Wyzwoleniepartei (Bauernpartei) und die Sozialisten (deshalb werden sie die Linke genannt). Die Deutschen saßen rechts und die Juden links. Die polnische Linke und die Rechte standen sich feindlich gegenüber; keine von ihnen hatte die Mehrheit der Stimmen im Sejm, und das war ein Unglück für das Land. Man stritt sich oft monatelang wegen einer harmlosen Sache, und weder die Linke noch die Rechte wollte nachgeben. Größtenteils siegte die Partei, für die die Deutschen und die Juden ihre achtzehn Stimmen abgaben.

Der alte Sejm hat drei wichtige Gesetze geschaffen: die Staatsverfassung, die Agrarreform und das Sejmwahlgesetz.

Am 10. Juli 1919 wurde das Agrarreformgesetz im Sejm angenommen, das als Grundlage

für die zukünftige Gestaltung der Landwirtschaft im Reiche dienen soll.

§ 4 dieses Gesetzes lautet also: Folgende Güter dürfen zur Kolonisation und Parzellierungszwecken genommen werden:

1. Staatsdomänen (Majorate und Kronsgüter).
2. Güter, die früheren Herrschern oder ihrer Familie angehören,
3. Güter der früheren russ. und preuß. Landes- und Bauernbank,
4. Kirchen- und Klostergüter,
5. Güter, die im Kriege für Spekulationsgelder erworben sind,
6. Und zuletzt Güter, die vom Staate zwangsweise vom Eigentümer für einen bestimmten Preis zur Kolonisation bestimmt werden. Es kommen aber an erster Stelle solche Güter in Frage, die schlecht bewirtschaftet oder im Kriege zerstört worden sind.

Leider ist dieses Gesetz in seiner Ausführung ganz entstellt worden. Man hat es zur Vernichtung des deutschen Großgrundbesitzes in Polen und Pommerellen benutzt. Die Majorate und Kronsgüter wurden gewaltsam den deutschen Pächtern entzogen und in die Hände der Polen gegeben, ohne sie zu parzellieren. Man hat nicht die vernachlässigten Grundstücke, sondern wunderschöne deutsche Mutterwirtschaften den Besitzern gewaltsam entzogen und ausschließlich an polnische Kolonisten verteilt und dadurch den deutschen Besitzern und der ganzen Landwirtschaft einen schweren Schaden zugefügt.

Die am 17. März 1921 angenommene polnische Staatsverfassung macht ihren Schöpfern und dem polnischen Reiche Ehre. Es ist aber zu bedauern, daß sie nur auf dem Papier steht und die Bürger des Landes ihrer Segnung so lange beraubt sind. Für uns Deutsche sind folgende Artikel von größter Bedeutung. Artikel 95. Der polnische Staat sichert allen seinen Bürgern ohne Unterschied der Abstammung, Sprache, Rasse und Glaubensbekenntnis gleiche Rechte. Dann folgen §§ 96, 97, 98 (Siehe die Staatsverfassung) § 109 lautet: Jeder Bürger hat das Recht, sein Volkstum zu erhalten und seine Sprache und Sitten zu pflegen. § 110. Die Minderheiten haben das Recht, Schulen und Erziehungsanstalten in ihrer Sprache zu gründen. § 111. Allen Bürgern Polens ist die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit gesichert. Mit einem Worte, wenn die Staatsverfassung in Erfüllung ginge, so gehörte Polen zu den demokratischsten und tolerantesten Staaten Europas. Leider warten wir schon Jahre hindurch darauf vergebens.

Was das Sejmwahlgesetz anbelangt, so ist es noch ganz frisch in unserer Erinnerung. Es ist

der schneidlichste Ansehungsverlust, der jemals an Bürgern eines freien Staates gemacht worden ist. Waren wir z. B. in Kongressorten nicht mit den Juden zusammen gegangen, so hätten wir statt 6 kaum einen Sejmabgeordneten, und statt 2 keinen Senator durchbekommen. Die Ministerheiten (Nr. 16) hätten statt 83, vielleicht 25 Abgeordnete erhalten.

Wir wissen nicht, was der neue Sejm aus Gutes bringen wird, aber dem alten haben wir kein Bedürfnis nachzuweisen. Wir schauen unerschrocken in die Zukunft. Der eine Vorwurf, den wir dem alten Sejm nicht ersparen können, ist der, daß er zu lange gelebt hat.

Die verleumderische Arbeit des „Głos Ewangelicki.“

Von Lehrer S. Richter.

Während der zweiten Kadenz der Gesetzgebenden Synode entwickelte sich eine lebhafteste Debatte über den Artikel 3 des Verfassungsentwurfes, durch welchen Artikel die Titel für die Geistlichen unserer Kirche festgelegt werden sollen. Recht klar zeigte sich hier das Ziel, nach welchem eine jede der zwei Parteien strebt. Während die Lodz-Gruppe es sich zur Aufgabe gemacht hat, den alten derben lutherischen Sinn und die evangelische Freiheit in unseren Gemeinden zu erhalten, erstrebt die Warschauer Gruppe, dem Zeitgeiste zu huldigen und die Gemeinden recht fest an die reaktionäre Gewalt des „Bischofs von Gottes Gnaden“ zu binden. Tändelndes Ansehen bei der andersgläubigen Gesellschaft, blinkende Orden, viel-sagende Titel — das ist es, was diese Herrn so weit verblendet hat, daß sie das Wohl unserer teuren evangelisch-lutherischen Kirche nicht sehen können oder nicht sehen wollen.

Da es auch hier galt, Titel zu eraten, waren die Herrn „Geschäftsmacher mit höchster akademischer Bildung“ eifrig am Werk die „halbintelligenten“ Lehrer und „dickköpfigen“ Kartoffelbauern zu überzeugen, daß der Titel Pastor (auf deutsch Hirte) allein und ohne das Nebentiteltchen „ksiądz“ für sie doch allzumager sei. Viel besser gefiel ihnen der Titel Pfarrer (wohl Pfarrherr, was nach der Auffassung jener Gottesgelehrten soviel bedeutet, als Herr über die Pfarre oder Gemeinde). Unendlich lang war die Reihe der Redner aus dem Warschauer Lager, aber noch viel länger waren die inhaltslosen oft Abscheu hervorrufenden Reden der Titelfabrikanten. Der alte müde Titelsack war aufgerissen, und so schütteten denn heraus: Ksiądz pastor, ksiądz proboszcz, ksiądz senior, und so hinaus bis auf die letzte Stufe der Himmelsleiter — bis auf den Titel ksiądz biskup. Dies waren die Titel für alle Instanzen unserer Geistlichkeit in der polnischen Sprache, in der deutschen Sprache, wie schon erwähnt, sollte der bei uns bereits außer Gebrauch stehende groß-prahlige Titel Pfarrer öffentlich eingeführt werden.

Ein Redner der „unfehlbaren“ Warschauer Gruppe sprach das Wort „Pfarrer“ in seiner Eifersucht mehrmals so aus, daß das „r“ am Ende gar nicht zu hören war und das Wort überhaupt klang wie „farre“. Dies Wort schnitt in mein Herz. Bedeutet es doch in der gebräuchlichen deutschen Sprache soviel als „Ochse“. Und mit einem so ähnlich klingenden Worte soll das so schön klingende und bedeutungsvolle Wort „Pastor“ verwechselt werden? Nimmermehr! Mein Gewissen mahnte mich, sich gegen die Annahme des Titels „Pfarrer“ auszusprechen, und ich ließ mich in die Rednerliste einschreiben. Doch der „gebildeten“ Redner waren so viel und ihre Troddelreden so lang, daß ich erst am nächsten Tage zum Worte kam.

Fern bin ich von dem Gedanken, mich als geübten Redner zu betrachten, doch jeder, der

Ohren hatte zu hören, kann sich erinnern, daß ich in erweitertem Sinne unter anderem folgendes sprach: „Ich bin für den einheitlichen Titel Pastor (also ohne den Vortitel ksiądz), da dieses Wort alle Evangelischen, sowohl die deutschsprechenden als auch die polnischsprechenden, zufriedenstellt, da es weder deutschen noch polnischen Ursprungs ist. Wollte man einen rein deutschen Titel für unsere Geistlichen einsehen, so müßte er lauten „Prediger“ oder „Seelforger“. Keiner der Herren Pastoren hat es nötig, sich dieses Titels zu schämen, da Jesus Christus sich selbst den Hirten unserer Seelen genannt hat. An das am verflochtenen Tage so verächtlich klingende Wort „farre“ mich erinnernd, wies ich ferner darauf hin, daß der Titel „Pfarrer“ noch deshalb zu verwerfen sei, weil er oftmals falsch ausgesprochen oder vielmehr geschrieben werden kann. Viele Leute gebrauchen kein „Pf“ oder „Ph“, sondern einfach ein „F“, und deshalb schreiben und sprechen oft Landleute Ferd, Flug, Farifäer, Filip statt Pferd, Pflug, Pharifäer, Philipp. Ich richtete nun die Frage an die „farrerkandidaten“: „Wie, meine Herren, wird es euch gefallen, wenn jemand diesen euren so heißerwünschten Titel „Pfarrer“ weder durch „Pf“ noch durch „Ph“, sondern nur durch ein „F“ schreiben würde?“ Ich glaube, manch ein treuer Diener der Kirche Christi von denen, die kein ksiądz proboszcz sein wollen, möchte lieber ein „Pastor“ als ein „farre“ zu sein wünschen. Ich wollte diesen Titelkönigen noch einige gar wichtige Ausführungen machen, doch die feinen Herren konnten nicht länger solche „beleidigende“ Worte anhören und sie überfiel das schwarze Fieber. Am liebsten hätte man nun gleich Steine aufgehoben, um solchen „Keher“ zu steinigen, doch die Bildung... dank der „akademischen Bildung“ berechnete man schnell, daß die Warschauer Synode nicht im ersten, sondern im zwanzigsten Jahrhundert stattfindet, wo es die feinen Manieren und der gute Ton zwar verbieten auf seinen Gegner Steine zu werfen, es aber gestatten ihm mit einem Haufen der schmutzigsten Worte und Lasterartikel zu überschütten.

Nur allzuschnell fand sich hierzu der entsprechende Mann und auch eine entsprechende Zeitschrift. Und wer war dieser „Mann“? War es etwa ein verfinsteter Kommunistenapostel aus den Smowjets, welcher jeden, der es noch wagt die Güter seiner Kirche zu verteidigen, verleumdet und der Tscheres-wytschajka ausliefert? O nein, hier war es etwas „besseres“. Hier war es ein vornehmer gebildeter Herr im Chorrock eines evangelisch-lutherischen Pastors, es war der „ksiądz wikariusz“ der Warschauer evangelisch-lutherischen Gemeinde und „pan redaktor“ des H. H. Blättchens „Głos Ewangelicki“ — es war Herr Gloeh.

Dieser Glückliche hat durch seine „Arbeit“ sich noch eine Reihe von Titeln erworben, und, was merkwürdig ist, bereits lauter biblische, so z. B. wird er häufig „Judas Ischariot“ oder „der schnaubende Saulus“ genannt. Ein greiser Herr ehrte ihn unlängst in einer größeren Gesellschaft auch mit einem weltlichen Titel und nannte ihn schlechtweg „pan redaktor Dądarz“ (Herr Redakteur Dudelsackspieler). Doch ich will über all die bösen Titel hier nicht mehr Worte verlieren, sondern will etwas über sein verdienstvolles Wirken erzählen.

In der Nr. 35 vom 27. August d. J. wurde unter einer Reihe von Synodalen der Lodz-Gruppe auch ich durch den Herrn Redakteur des „Głos Ewangelicki“ Pastor Gloeh auf das schärfste angegriffen. In dem Artikel „Pfarrer przez „ph“ czy przez „f““ versucht Pastor Gloeh, sich über mehrere Synodalen geradezu lustig zu machen. Meine oben erwähnte Rede schildert er dort mit den boshaftesten Fälschungen und stellt die Sache in solch ein Licht, als hätte ich aus Mangel an Bildung nicht einmal gewußt, ob das Wort „Pfarrer“ durch „Pf“ oder „Ph“ oder sogar durch „F“

geschrieben wird, es hat den Anschein, als hätte ich an der deutschen Rechtschreibung meißern wollen. Der „edelmütige“ Redakteur nennt mich einen Luminär und bedauert tief, daß die Dombler-Gemeinde solch einen Lehrer besitzt. — Jegliche Rechtfertigung ist hier überflüssig, da die Dummheit dieses Artikels selbst für sich redet. Deshalb, als ich zufällig die Nummer dieses Straßenblättchens las, war ich entschlossen, jegliche Polemik zu vermeiden, dachte mein Teil über diesen „Redakteur“ und über sein „ewangelisches“ Blatt und meinte, meine Pflicht getan zu haben, wenn ich auch tief bedauerte, daß sich unter den Pastoren unserer Kirche noch derartige Menschen befinden. Unwillkürlich dachte ich an den Pharifäer im Tempel, denn gleich jenem steht hier der „pan redaktor“ im Chorrock eines ev.-luth. Pastors in dem kirchlichen Blatt „Głos Ewangelicki“ und prahlt: „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin ein Schulz, Will, Behrens, Spickermann, Eichler, wie Pastor L. oder auch wie dieser Richter.“ Wahrlich, könnte Gloeh mit gutem Gewissen sich einen evangelischen Pastor nennen, so müßte ich mich schämen, ein evangelischer Christ zu heißen.

Doch der Eifer dieses Gottesgelehrten war noch weiter gegangen. Neulich konnte ich mich überzeugen, daß dieser „Mann“ mit „akademischer Bildung“ sich zu einem Abschäler herabgewürdigt hat, der das achte Gebot nicht erlernt hat. Um doch vor aller Welt zu zeigen, wie mutig er gegen die „Lodz-er Hakatisten“ kämpft, hatte er es als nützlich erfunden, ein Exemplar derselben Nummer mit unterstrichenen Stellen an den Herrn Schulinspektor zu Kolo, meinen Vorgesetzten, zu übersenden; wohl in der gewissen Zuversicht, dieser Herr werde sich von solch einem elenden Mantelträger so hinreißen lassen, daß er solchen „Luminär“ hier gleich von Gottes Erdboden schaffen würde.

Ja, Herr Gloeh, zu all den Fehlern, die Sie begangen, haben Sie noch einen, und zwar einen groben Fehler hinzugefügt. Hören Sie einmal, was dieser Herr, der doch nicht ein „ewangelischer Gottesgelehrter, wohl aber im vollen Sinne des Wortes ein Mann mit höchster Bildung ist, sagte: „Ja się waale w sprawie religijnej nie w rację“. (Ich mische mich nicht in Religionsangelegenheiten). Nicht wahr, ein einfaches aber sehr gerechtes Urteil? Möchte Herr Gloeh und seine Amtsbrüder ähnlicher Gesinnung sich doch vor diesem Staatsbeamten schämen und von ihm lernen, sich auch nur in Sachen zu mischen, die ihnen obliegen und also nur rein kirchlichen Charakter tragen. Leute mit „höchster Bildung“ müßten doch wissen, daß es in unserm Vaterlande Staatsmänner gibt, denen die Herren Verleumder aus dem „ewangelischen Neste“, welches sie (und dabei sich selbst) verunreinigen, geradezu anekeln. O, wie oft wird über euch das gerechte Urteil gefällt: „Услуживый дуракъ опаснее врага.“ (Ein dienstfertiger Dummkopf ist gefährlicher als ein Feind). Und ist hier und da ein „fuchs“, der die „engelartige“ Stimme eines „Głos Ewangelicki“ heuchlerisch lobt, so geschieht dieses nur aus gewissen Gründen.

Wenn Herr Gloeh in seinem Lügenartikel behauptet, die gewählten Synodalen lassen sich von jemand am „Riemen“ leiten, so ist dieses eine schwere Beleidigung nicht nur der Synodalen, sondern der betreffenden Gemeinden, denn jegliche Gemeinde wird wohl wissen, auch ohne den Rat eines Gloeh, in wessen Hand sie ihr Schicksal legt. Wohl aber hat es H. Gloeh schon oftmals und auch neulich bei der Wahlagitacion bewiesen, daß er sich mit seinem Straßenblättchen zwar nicht fähren, wohl aber als leichte nutzlose Spreu oder als ein schädlicher heuschreckenschwarm vom Winde der Menschengefälligkeit hin- und hertreiben ließ. Vielleicht fragt jemand, was für ein Ziel der „Głos Ewangelicki“ mit dem Artikel „Pfarrer

przez „ph“ czy przez „f“ verfolgt. Nun, die Antwort ist nicht schwer. Man versucht die Synodalen der Lodzer Gruppe zu schrecken, um auf der zu kommenden Kadenz ja keine „Friedensstörer“ zu haben. Wir aber werden uns nicht irre machen lassen.

Das Deutschtum der Batschka.

Die Batschka, einst ein Teil des südlichen Ungarn und seine Kornkammer genannt, bildete mit einem kleinen Teil der Baranya und einem größeren des Banats die Wojwodina, die geographisch ein Einheitsbegriff ist, nach dem Willen der Regierungsleute in Belgrad jedoch verwaltungstechnisch getrennt werden soll. Daß diese Gegend an Fruchtbarkeit nur von wenigen Landstrichen Europas erreicht wird, dürfte nicht unbekannt sein; vortrefflich gedeiht der Weizen, Mais (Kukuruz, wie man hier sagt), dessen Anbau sich in den letzten Jahren sogar auf Kosten des Brotgetreides vermehrt hat, Rüben, Han, (die wiederum Industrien entstehen lassen, und der Wein, ob er nun bei Peterwardein wächst oder im Sandboden von Subotika, wo er an Milde und heimlicher Glut alles übertrifft. Aber auch die Viehzucht ist beträchtlich: Schweine, Schafe, Pferde, Geflügel; Rinder nicht übermäßig viel.

In diesem von der Natur überaus reich gesegneten Gebiet leben neben Magyaren, Bunjowahen (eingewanderte Kroaten, meist aus Dalmatien) Serben, Rumänen, Ruthenen, Slowaken, ja sogar Russen, Deutsche in großen zusammenhängenden Kolonien, die ihr Fleiß und ihr Geschick zu großer Blüte gebracht hat, wohl über 500 000 Deutsche in der Wojwodina, davon über 200 000 in der Batschka. Und von diesen Deutschen, die ich in der Batschka traf, die ich bei ihrer Arbeit sah, die ich am Tische sprach, deren Kinder in der Schule deutsche Lieder sangen, soll nunmehr die Rede sein.

Die Geschichte dieser deutschen Einwanderung kann nur in wenigen Worten gestreift werden; denn es geht um Gegenwärtiges. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Karl VI. kamen die ersten Kolonisten ins Land; dann unter Maria Theresia, Joseph II. und nach dem Frieden von Luneville. Joseph II. hatte bereits auch Protestanten die Ansiedlung erlaubt; von dieser Zeit an datieren die Pfälzer und im Banat die Sachsen. Ganz allgemein werden die Deutschen in der Batschka „Schwoba“ genannt, ob sie nun Rheinhesen, Nassauer, Pfälzer, Elsässer, Badener, Bayern oder wirkliche Schwaben sind. Diese deutschen Kolonisten haben aus Sumpfwiesen und dichtem Waldgestrüpp blühendes Kulturland gemacht, wobei ihnen die Natur gütig zur Hand ging. Es sind noch andere Kolonisten ins Land gerufen worden: Slowaken, Kroaten, Lothringer, ja unter Maria Theresia als Folge der Waffenbrüderschaft gegen Friedrich den Großen auch Russen. Aber dennoch ist keine Kolonisation für das Land so entscheidend und fruchtbar gewesen wie die deutsche. Die Deutschen sind durchschnittlich wohlhabende Bauern geworden, Handwerker und auch kleine Kaufleute. Diese Kolonisten, losgelöst von ihrer Heimat, und ihr schweres Blut, das am Acker klebt, wo es ihn unter dem Pflug hat, fühlten sich durch das Magyarentum von ihrer Ursholle so abgeschnitten wie durch einen Ozean; ja Deutsch-Amerikaner, denen größere Unternehmungslust im Blute lag, haben wohl öfter den Blick nach der Heimat gerichtet und ihre Schritte dorthin gelenkt, als die Deutschen der Wojwodina. Dennoch hat sich die Masse dieser deutschen Auswanderer in ihrem Wesen so deutsch erhalten, daß man meinen könnte, sie seien von Schwarzwaldbergen umgeben gewesen oder an den Hängen der rheinischen Ge-

birge aufgewachsen. Nur blieben sie Kolonistenmasse und wurden keine Volkskörper, weil die soziale Gliederung fehlte; empfindlicher Mangel aber war, daß die Intelligenz, die sich aus ihrer Mitte herauskristallisierte, dem Deutschtum verloren ging. Wer seinem Sohne eine höhere Bildung geben wollte, mußte ihn auf eine magyarische Schule schicken; und die machte aus ihm einen Magyaren, und sein Kind wurde womöglich schon in den ersten Anfängen zum Magyaren erzogen. Direkten Bedrückungen waren die Deutschen unter der Magyarenherrschaft wohl nicht ausgesetzt, obschon sie nie Staatsbürger erster Klasse waren. Weil die Kolonistenmasse infolge der raffinierten Magyarisierungspolitik, die seit des „liberalen“ Apponyi Schulgesetz im Jahre 1907 auch das deutsche Erziehungswesen erschütterte, keine Intelligenz, die deutsch blieb, hervorbringen konnte, weil Geistliche und Lehrer zu Magyaronen erzogen wurden, hatte das Deutschtum nur noch eine Wurzel in dem großen und tiefen Gemüt dieses Auswanderertums aus Kultur-Deutschland, nicht mehr jedoch die Panzerung eines kulturpolitischen Willens. Deutsch im Sinne eines deutschen Kulturbewußtseins war die Masse nicht. Und deshalb war sie national gefährdet. Aber es kam der Krieg, der die Schwabenöhne in die Welt verstreute und sie Schulter an Schulter mit ihren deutschen Stammesbrüdern kämpfen ließ. Der Krieg, Aufrüttler mancher Instinkte und mancher schlummernder Kräfte, und noch mehr sein dramatisches Ende, hat das völkische Bewußtsein der Schwaben aktiviert. Es ergriff auch einen wesentlichen Teil der schon verloren gegangenen Intelligenzschicht, besonders aber die Jugend. Und dann flog die magyarische Herrschaft auf, für einen Augenblick war man frei; dann kamen die Serben. Südslawien wurde; und die Deutschen, die in der Wojwodina oft Seite an Seite mit der serbischen Minorität für ihre beiderseitigen Rechte gekämpft hatten, waren voller Hoffnung. Sie glaubten bei der demokratischen Grundrichtung des Südslawentums auf Respektierung ihres wirtschaftlichen und kulturellen Wertes rechnen zu dürfen. Es mußte nicht schwer sein für den neuen Staat, sich in den Deutschen der Wojwodina zuverlässige, zufriedene Staatsbürger zu sichern.

Wenn man nun nach mehr als drei Jahren staatlicher Zugehörigkeit der Deutschen in der Wojwodina unter sie tritt, so trifft man, sagen wir es ungeschminkt, gerade auch im Interesse der Südslawen, auf eine grenzenlose Enttäuschung. Statt dem Magyarentum, das sein staatliches Gebäude zu seinem Verderben nie als Nationalitätenstaat, der er war, ansehen wollte, aber immerhin, unter ziemlicher Wahrung des Charakters eines Rechtsstaates, dem anders gerichteten nationalen Leben innerhalb seiner Gebietskörperschaft nur mit Glacéhandschuhen zu Leibe ging, sehen sich die Deutschen jetzt einer Herrschaft unterworfen, die noch nicht einmal die Fiktion des Rechtsstaates aufrecht zu erhalten sich bemüht. Es ist zu unterscheiden zwischen der Zentralregierung in Belgrad und der örtlichen Verwaltung. Daß das heutige Regime oder seine Vorgänger irgendwie ernsthaft gezeigt hätten, der südslawische Bürger genieße, gleich wo er lebe, die vollen staatsbürgerlichen Rechte, läßt sich nicht behaupten; bestimmt nicht in Bezug auf die südslawischen Staatsbürger deutscher Abstammung. Der Zustand, wie er mir jetzt in der Batschka entgegnetretet ist, bedeutet die Erdrosselung des demokratischen Staatsgedankens, der auf dem Prinzip der Selbstverwaltung beruht. Wenn die nichtslawischen Nationalitäten in der Wojwodina bisher nicht wählen und so auch nicht selbst tätigen Anteil am Verfassungswerk nehmen konnten, so war dies scheinbar begründet im Optionsrecht. Daß aber darüber hinaus die Gemeinde noch nicht

einmal ihre eigensten Angelegenheiten durch eine selbstgewählte Vertretung ordnen konnte, daß beispielsweise Ortsgewaltiger einer Gemeinde, die über 5000 Deutsche und knapp 700 Serben zählt, ein überaus verhaßter serbischer Pope ist, das zeigt nun doch eine Nichtachtung des deutschen Elements, die der urwüchsigen Demokratie des Serbentums nicht ansteht. Es wird nun allerdings bei den nächsten Wahlen auch den Deutschen möglich sein, ihre Stimmen abzugeben, unbestimmt ist jedoch noch, ob sie auch das passive Wahlrecht bekommen werden. So groß nun dieser Fortschritt in staatsbürgerlicher Hinsicht sein wird, er wird nicht genügen, die Schäden im staatsbürgerlichen Bewußtsein der Deutschen, die durch die bisherige Behandlung verursacht worden sind, wieder gut zu machen; er wird aber auch nicht genügen, den Deutschen jene Sicherheiten zu bieten, auf die Bürger eines Rechtsstaates Anspruch erheben können. Denn was wie ein Schrecken über diesen gesegneten Landstrich gekommen ist und tiefste Unzufriedenheit bei einem Volk von unbegrenzter Loyalität erregt, das ist eine Verwaltung, die, von landfremden Elementen ausgeübt, wohl als Verwaltung gegen die Batschka und ihre nichtslawischen Bewohner bezeichnet werden kann. Wenn von unten angefangen werden soll, so mag festgestellt werden, daß es in der Batschka in das Belieben der Dorfgewaltigen oder gar ihrer Organe gestellt zu sein scheint, ein vollkommen unbescholtene und angesehene Einwohner Prügel zu verabreichen. Weiter: Die Korruption eines Zollamtes schreit so zum Himmel, daß eine Deputation nach Belgrad fährt. Der Minister sagt strenge Bestrafung zu: es erfolgt Strafversetzung des verantwortlichen Beamten auf einen begehrenswerten Posten in Belgrad. Weiter: Im ganzen Land werden jetzt Geschenke zur Vermählung des Königs ausgewählt. In der Batschka wird einfach bestimmt: 16 Millionen „sind zu schenken“; und die werden auf die Gemeinden verteilt, die sie als progressive Steuer zu den andern, oft willkürlich festgesetzten Steuern erheben. Also eine illegale Besteuerung. Hinzu kommt das willkürliche und gesetzwidrige Vorgehen gegen angesehene Persönlichkeiten der deutschen Bewegung; eine „Agrarreform“, die geradezu produktionszerstörend gewirkt hat, indem nicht nur größere und musterhafte Güter zerschlagen wurden, ohne daß irgend eine Gewähr für sachgemäße Bearbeitung bestand, sondern auch bestes Bauernland dem Gesetz verfiel und den sogenannten Dobrowolzen (Kriegsfreiwilligen) ausgehändigt wurde, die zum Teil schändlich mit ihrer Beute umgegangen sind, zum Teil aber sich als alleinige Herren der Gegend gebärden und die übrige Bevölkerung ungehindert tyrannisieren. Vor allem aber ist es die Schulpolitik der Regierung, die dem deutschen Element die Meinung beibringt, daß es nur Objekt zur Slawisierung sein soll. Es wurden zunächst den Gemeinden alte Privatschulen genommen und verstaatlicht. Die Gemeinde hat nur noch das Recht, für die Kosten der Schule aufzukommen. Dann aber wird verlangt, daß der Lehrer wöchentlich zehn serbische Stunden gibt. Das Resultat dieses Lehrplanes ist absolut negativ. Es ist pädagogisch unmöglich, Dorfschulkindern in vollkommen einsprachiger Umgegend zwei Sprachen beizubringen; dazu sind vielfach die Lehrkräfte überhaupt nicht in der Lage, serbische Stunden zu geben. Andererseits findet die magyarische Methode ihre getreue Nachahmung, indem es unmöglich gemacht wird, künstlich in den jungen Lehrkräften eine Ausbildung zu geben, die sie befähigt, südslawische Kinder deutscher Sprache und Sitte zu unterrichten. So fühlen sich die Schwachen im eigensten Kulturbereich bedroht.

Landwirtschaft, Gartenbau, Viehzucht.

Ueber die Stallhaltung der Pferde. Zu Beginn der Winterzeit, in der unsere braven Arbeitsgenossen die Pferde, schon etwas länger als im Sommer im Stalle sich aufhalten werden, dürfte es zeitgemäß sein, auf verschiedene Mängel in der Stallhaltung aufmerksam zu machen. Da ist zunächst, wenigstens im Osten Deutschlands, das Pferd meistens in der Weise aufgestellt, daß es mit dem Kopf nach der Wand zu sieht. Also gerade dasjenige Tier, das von allen Haustieren wohl am meisten sein Auge gebrauchen muß, wird in so unsinniger Weise aufgestellt, daß es dauernd dazu verurteilt ist, die nackte graue Stallwand anzusehen. Ist das richtig? Nein. Man tue doch bloß einmal ein Pferd in eine Boxe, und dann wird man beobachten, daß es niemals nach der Wand zu, sondern stets mit dem Kopf nach dem Stallgang gewendet stehen wird, weil es eben schaulustig, neugierig ist und lebhaft an seiner Umgebung teilnimmt. Pferde, die dauernd mit dem Kopf nach der Wand zu aufgestellt sind, werden dadurch nur noch scheuer, als sie es vielleicht schon sind, denn das Herantreten von hinten an das Pferd erschrickt dieses nur zu oft, wenn der Anruf unterblieben ist, und macht es scheu und furchtsam. Durch das ständige Anschauen der nackten Wand verblödet und verdummt unser kluges Tier sichlich. Es ist ja auch eine alte Regel, nie von hinten an das Pferd heranzutreten, nur im Stall macht man eine Ausnahme und wundert sich dann, wenn das Pferd erschrickt und ausschlägt, und wenn das Pferd dafür auch noch gestraft wird, ist bald das beste Tier völlig verdorben. Die Nachteile des bisherigen Aufstellens, hat man an maßgebender Stelle schon längst anerkannt, aber trotzdem ist noch wenig zur Abänderung geschehen. Es werden leider immer wieder Pferdeställe gebaut, in denen das Pferd mit dem Kopf nach der Wand zu steht, anstatt es auf beiden Seiten einer in der Mitte belegenen Krippe aufzustellen. Der Einwand, daß die Heuraupe im Pferdestall hoch da droben an der Wand angebracht werden muß, ist falsch. Im freien Zustande frisst das Pferd auch meistens vom Erdboden. Es ist deshalb richtiger und auch schon vielfach geschehen, die Heuraupe neben der Krippe in Brusthöhe anzubringen, denn bei der hoch angebrachten Raupe fallen überdies viel Staub- und Heusamteilchen dem Pferde ins Auge und geben zu Augenentzündungen Veranlassung. In Nr. 25 der „Georgine“ ist nach der „Landwirtschaftlichen Zeitschrift für Westfalen und Lippe“ auf diese verkehrte Stallhaltung besonders hingewiesen.

Die Aufstellung der Pferde an einem Mittelgang bringt aber noch weitere Vorteile mit sich. Die Luft ist in der Mitte des Stalles immer am besten, und das Pferd braucht viel frische, gesunde Luft. Vielleicht rührt auch die Druse, die sich besonders dann bei jungen Pferden einstellt, wenn sie von der Weide in den Stall kommen, daher, daß die Sohlen mit dem Kopf nach der Wand zu aufgestellt werden, wo der beste Boden für Infektionsstoffe ist.

Bekanntlich läßt sich der Gesundheitszustand des Pferdes am leichtesten am Kopf, am Auge und am Ohr erkennen, das ist aber auch nur bei der Aufstellung an einer Mittelkrippe leicht durchführbar. Bei der Kuh will man das Hinterbein, das Euter, sehen, beim Pferde aber den Kopf. Durch einen einzigen kurzen Gang durch den Stall kann man sich bei der Aufstellung in der Stallmitte auch leicht davon überzeugen, was das Tier für ein Futtierverbraucher ist, ob es die Krippe

rein ausfrisst, ob es getränkt ist usw., während bei der Wandaufstellung man bei jedem einzelnen Tier herantreten muß, wobei dann nur zu oft die Tiere erschreckt werden und ausschlagen. Bei der Mittelaufstellung sind auch die Pferde leichter und schneller zu füttern, und wieviel ruhiger und vernünftiger benehmen sie sich dabei. Auch die verschiedenen Stalluntugenden, wie: Krippensehen, Koppen, Scharren, die sich die Tiere meistens infolge Langerweile angewöhnen, unterbleiben, wenn die Pferde in der Mitte des Stalles zusammenstehen und sich gegenseitig sehen und auch durch Miensenspiel unterhalten können. Daß dieses tatsächlich bei intelligenten Pferden der Fall ist, kann jeder beobachten, der dazu auch nur wenig Mühe und Ausdauer verwendet. Kurz und gut, wer die Absicht haben sollte, sich einen neuen Pferdestall zu bauen oder den bisherigen umzuändern, der überlege es sich ja, ob er nicht die sehr zweckmäßige Aufstellung der Pferde mit dem Kopf nach der Mitte des Stalles zu einführt. Es dürfte ihn wohl nicht gereuen.

Durchfall infolge Schlempefütterung. Mancher Landwirt, der früher seine Schlempeverräte nur an Röhre und Ohren verfütterte, hat sie in diesen Zeiten auch oft an Jungvieh verabfolgt und dabei die Erfahrung machen müssen, daß diese Tiere meistens dabei von mehr oder weniger starken Durchfällen heimgeholt werden, die oft schwer zu beseitigen sind. Nun sind bekanntlich alle jüngeren Tiere empfindlich gegen nicht ganz einwandfreie Futtermittel, denn die Schlempe geht bekanntlich bei längerem Stehen leicht in Säuerung über; besonders dann tritt diese Säuerung sogar ziemlich rasch ein, wenn in dem Schlempebehälter Reste zurückbleiben. Sie bilden Fermente, welche überaus schnell bei günstiger Temperatur die ganze Schlempe in eine saure Gärung überführen können; oft kann schon nach wenigen Stunden hochgradige Säuerung eintreten. Es ist daher streng darauf zu achten, daß die Schlempe stets ganz frisch und möglichst warm in die Krippen gelangt. Nach jedermaliger Schlempeverabreichung müssen die Krippen sauber gepulvt und am besten noch gekalkt werden. Diese mechanischen Maßnahmen sind viel empfehlenswerter als die Neutralisierung der Schlempe im Tiermagen, wie man sie durch Schlammkreide zu bewirken versucht hat. Immerhin ist auch dieses Mittel anwendbar, indem man einen halben bis drei Viertel Eßlöffel voll Schlammkreide auf ein älteres Stück Jungvieh rechnet.

Verfütterung angefrorener Kartoffeln im rohen Zustande. In der Landwirtschaftlichen Praxis hat man die Erfahrung gemacht, daß eine angefrorene Kartoffel, die im rohen Zustande verfüttert wird, bei allen Tiergattungen die gefährlichsten Verdauungsbeschwerden erzeugt, Kinder erkranken dann leicht an schweren Durchfällen die naturgemäß einen erheblichen Rückgang im Körpergewicht und in der Milchzeugung zur Folge haben. Bei Pferden stellt sich oft genug nach der Aufnahme roher und gefrorener Kartoffeln Kolik, mitunter auch Durchfall ein. In jedem Falle dürfte der Schaden, der durch das Verfüttern roher Kartoffeln hervorgerufen wird, erheblich größer sein als der erwartete Nutzen, weshalb jedem Landwirt in solchem Falle nur angeraten werden mag, die angefrorenen Kartoffeln zu dämpfen und dann erst seinen Tieren zu geben. Durch das Dämpfen werden die Kartoffeln nicht nur völlig unschädlich, sondern auch insofern wertvoller, als die Stärke, welche den größten Teil

der Knolle ausmacht, erst durch das Dämpfen verbaulich gemacht wird, so daß sie von vielen Tieren, wie den Schweinen, erst in diesem Zustande ausgenutzt werden kann.

Vorlauf beim Anlauf von Ferkeln besonders zu achten ist. Zunächst sollte jeder Käufer von Ferkeln und besonders solcher, die er später zur Zucht verwenden will, sich darüber unterrichten, wann sie abgesetzt worden sind. Es soll nämlich zwischen dem Zeitpunkt des Absetzens und dem des Verkaufes mindestens eine Woche liegen. Wenn nämlich die jungen Tiere unmittelbar nach dem Absetzen von der Muttertau in fremde Verhältnisse mit anderem Fütterer übergehen, dann überleben sie diesen Übergang meistens recht schlecht, sie klammern zunächst und wollen nicht so recht gebelhen. Wenn jedoch seit der Entwöhnung mindestens eine Woche verstrichen ist, dann wird solcher Wechsel viel leichter ertragen, als wenn die Entwöhnung zugleich mit einem Ortswechsel verbunden ist. Auch ist es dringend anzuraten, sich beim Anlauf von Ferkeln beim Verkäufer eingehend darüber zu befragen, in welcher Weise die jungen Tiere in der letzten Zeit gefüttert worden, damit unter den neuen Verhältnissen diese Fütterungsweise zunächst behalten werden kann, um dann allmählich zu einer besser schmeckenden Fütterungsweise überzugehen. Wer diese beiden Punkte beachtet, dürfte beim Anlauf von Ferkeln weniger über Erfahrungen machen als wie derjenige, welcher so ohne weiteres und ohne Kenntnis über den Absatztermin und die in der letzten Zeit durchgeführte Fütterungsweise sich Ferkel anschafft. Daß man beim Anlauf eines jeglichen zur Zucht bestimmten Tieres in erster Linie auf die Abstammung zu achten hat, muß als bekannt angenommen werden.

Einlegen (Konservieren) von Eiern. Es sind eine Anzahl von Methoden gebräuchlich. Voraussetzung des Erfolges ist: Sauberkeit und Frische der Eier sowie unverlegte Schale. Stark beschmutzte Eier sind auszuschließen. Wenig beschmutzte werden in Wasser unter Zusatz von einigen Tropfen Salzsäure gereinigt. 1. Kaltwasser. 4 Teile frisch gebrannter Kalk, 1 Teil Kochsalz, 20 Teile Wasser etwa eine Woche stehen lassen und dann öfter über die in Fässer oder große Töpfe gelegten Eier zu gießen, so daß die Flüssigkeit handhoch darüber steht. Die Methode ist sehr billig, aber die Eier nehmen Kalkgeschmack an, so daß sie sich kaum zum Rohessen eignen. 2. Wasserlauge. 1 kg gebrannten Kalk in 20 Liter Wasser lösen, tüchtig umrühren und dann stehen lassen, bis das Wasser sich klar ablegt. 12 Liter dieses Kaltwassers mit 1 kg Natronwasserglas mischen und über die Eier gießen, so daß die Flüssigkeit einige Zentimeter über diesen steht. Die Töpfe mit starkem Papier zubinden, in kühlem, frostfreiem Raum aufbewahren und alle vier Wochen nachhören. Zigt das Gelee Risse, etwas frische Flüssigkeit nachgießen. Die Wassergläser muß man zum Kochen am stampfen Ende mit einer Nadel antreiben, sonst platzen sie. Im übrigen ergibt dieses Einlegen bei sauberer und sorgfältiger Ausführung ein sehr gutes Ergebnis. Die Eier halten sich sehr lange. 3. Fett (Vaseline). Butter und Glyzerin über die Eier gestrichen, erhalten sie leidlich; die Eier müssen in kühlem Raum auf durchlöcherter Brettern oder Matten liegend aufbewahrt werden. Um Eier für den eigenen Gebrauch vom Spätsommer bis gegen Weihnachten zu erhal-

ten, genügen diese Verfahren; für den Handel passen sie nicht, da das Äußere leidet. 4. Antifabrolin von Schulz, Kunzen'orf, Kreis Marienburg, Westpreußen, als Salbe oder aufgelöst in verwenden. Die Eier werden trocken aufbewahrt. Recht saubere und einfache Methode, von großer Wirksamkeit, dabei nicht teuer.

Sie singen — —

Es ist, als wäre die Menschenliebe gestorben. Und alle Straßen, die in die Sterne führen, scheinen verweht zu sein.

Überall brüllt und schreit ein „Nieder!“ und „Nieder!“ Die Stimmen schreien sich heiser daran, und die Augen werden stumpf.

Ist nichts da, was dem Herzen Flügel bindet und die Gesichter leuchtend macht? Nichts — — Kein blaues Licht in der Finsternis? — Ist denn schon Feierabend, trostloser Feierabend? Ist denn der Baum schon verdorrt und umkrächzt von nassen Raben?

Ist nicht im tiefsten Herzenswinkel noch ein Altar, darauf ein liebes Wort kauert oder ein seliger Gedanke oder ein Lied?

Ja, ein Lied!

Man müßte die Kinder herausreißen aus diesem giftigen, zerkrallenden „Nieder“ und sie singen lehren — Gesang macht ja die Seelen hell und rein. Und im Kindergesang fliegen die Engel.

Man müßte eine Schule aufstun mit einem ersten Dirigenten, einem ersten Gesangsmeister und einem technischen Leiter. Und dann müßte den Kindern das Singen gelehrt werden: Schöngesang. Ich denke hier in erster Linie an Professor Rose berg d'Arguto, der Neuentdeckungen über die Phänome der menschlichen Stimme gemacht und der ein Kunstzähler im Gesang ist.

Und dann müßten Aufführungen gemacht werden; öffentliche Aufführungen. Denkt, eine Aufführung so mit 300 Kindern. Das Herz geht mir auf, wenn ich nur daran denke. Die Zuhörer werden nur strömen, um die Kinder zu hören. Ich fühle ordentlich, wie die Kinder vor Seligkeit zittern werden, wie sie ausblühen und jauchzen.

Und was singen sie denn? Unsere alten Volkslieder singen sie. Wir haben ja so viel, daß wir eine ganze Stadt, wie mit lustigen Fahnen, damit behängen könnten. Wir haben ja so viel wie Sterne über einem träumenden Dorf.

Und jeder wird sich der Zeit schämen, wo er mit Haß und Geifer über den anderen herzog. — Die Kinder singen ja. — Seine Kinder und des anderen Kinder.

Und Gott spielt auf den Kindern seine unendlichen Melodien.

Max Jungnickel.

„Rechnen Sie!“

Von Artur Jger.

Ich gehe zum Barbier, um mir meinen schon reichlich lang gewachsenen Bart beschneiden zu lassen. Als es ans Bezahlen geht, verlangt mir der Mann einen Betrag für das bischen Scheren- und Schabarbeit ab, daß ich entsetzt erbleiche. Der Haarkünstler läßt sich aber durch mein Erblassen nicht aus seiner Ruhe bringen. Er sagt nur:

„Rechnen Sie, bitte! Scherenschleifen ist gegen den Friedenspreis um zwölftausend Prozent gestiegen, Seife um sechzigtausend Prozent, Haar- und Bartöl um hunderttausend Prozent und Parfüm gar um einhundertzwanzigtausend Prozent. Na, und wir sind jetzt gerade man auf zehntausendfünfhundert Prozent angelangt. Um wieviel Prozent hinken wir also da noch unseren Lieferanten nach, mein Herr?“

Ich verzichtete darauf, mir nach dem ausgestandenen Schrecken noch den Kopf mit kompli-

zierten Regeldetri-Rechnungen zu zerbrechen, zog es vielmehr vor, die Forderung des Meisters vom goldenen Becken zu bewilligen.

Mein Weg führte mich beim Schuster vorbei, dem ich meine Stiefel „erster Garnitur“ in Behandlung gegeben hatte. Er hatte die schiefgelaufenen Hacken ergänzt und außerdem am rechten Stiefel ein Schönheitspflasterchen in Gestalt eines Riesters aufgesetzt.

Als mir der Jünger Hans Sachsens den Lohn seiner Arbeit nannte, wäre mir beinahe meine Brieftasche aus der Hand gefallen.

„Was! Fünftausend Mark? Ist das Ihr Ernst, Meister? Dafür hat man früher höchstens einen Rubel bezahlt.“

„Sehr richtig, in „Friedenszeiten“, nickte bestätigend der Meister. Rechnen Sie! Das ist das Sechsendneunzigfache. Unser Garn ist aber um das Neunhundertfache gestiegen. Und Leder, Leder, Herr, wissen Sie, wie das gestiegen ist? Ums Fünfzehnhundert- bis Zweitausendfache. Ja, sogar das Pech stieg ums Neunhundertfünzigfache. Also bitte, rechnen Sie!“

„Lassen Sie“, wehrte ich ab. „Sie sollen den Betrag haben. Aber das eine kann ich Ihnen sagen: Mein Pech ist gegen die Friedenszeiten noch um ein Vielfaches mehr gestiegen, als Ihr Pech.“

Ich mußte schleunigst nach Hause, mich umziehen, um meine Frau von der Bahn abzuholen. Da die Elektrische wieder einmal streikte, war ich gezwungen, mir eine Drochke zu mieten.

„Stimmt das, die alte Taxe?“ fragte ich schüchtern den Kutscher, als wir am Bahnhof waren.

„Janz recht. Und davon det Fünfhundertfache is Taxe. Seine Fahrgäste zahlen aber freiwillig das Sechshundertfache. Rechnen Se mal, der Fahrer is um vierzehntausend Prozent, Schmieröl um ...“

„Schon gut, schon gut, ich habe keine Zeit zum Rechnen. Hier haben Sie Ihr Geld, und die Sache ist erledigt.“

„Rechnen Sie! Rechnen Sie!“ So tönt's einem vom aschgrauen Morgen bis zum spätesten Abend entgegen. Ob Handwerker, ob Gewerbetreibender, ob Lieferant von Luxuswaren oder von Gegenständen des dringendsten Bedarfs, ein jeglicher schleudert einem den kategorischen Imperativ entgegen, wenn man auch nur den geringsten Zweifel an der Preiswürdigkeit seiner Arbeit oder seiner Ware hegt. Und ich unglückseliger Verbraucher soll nicht nur schwindelerregend zahlen, sondern auch noch schwindelerregend rechnen.

„Non scholae, sed vitae discimus.“

„Prägt Euch dies Lehrwort gut ein,“ pflegte immer unser Rechenprofessor zu sagen. „Was Ihr lernt, das lernt Ihr fürs Leben, und nicht für die Schule.“ Fürwahr, der brave Mann hat so recht gehabt. Wir haben's ja damals alle nicht geglaubt, daß wir diese verfluchten Regeldetri-, Multiplikations- und Prozentrechnungen einmal so nötig brauchen würden ...

De Schippslüd o de Spook.

An Geschicht, de sick ' in de Wortenederung vetelle. Upschnappt va W. Renk ut S—tal bi Zagorow.

Dat weere eemol Schipperslüd
De schuwde ehren Kohn,
Dat weer all spod-to Owendied,
Als se em ankerd' on. —
Wo dat nu weer, dat weet ick nich,
Äbe woher is't, —
Lögen doo ick nich.

Do, as se weere schlaupe gohn,
Do blafften ehre Hunn,

Do köm wat rup up ehren Kohn
Woil um de twölwte Stunn. —
Wat dat nu weer, dat weet ick nich,
Äbe kome ded wat, —
Lögen doo ick nich.

Dunn köm wat rup to ehr vam Strand
Een grotet Ungehür,
Dat dregde denn met siene Hand
Ball hoch, ball dal dat Stür. —
Dunn gung de Kohn ganz fürchterlich . . .
Don wat,
Dat weet ick sülwsten nich.

De ee Schippsknecht, de wee drief,
De kikke dörch dat Fenster,
Dunn seeg he bi dem Stür 'een Giest
O vör de Lien Gespinst, —
Wo veel dat weere wüsd' he nich,
Äbe do weere welk,
Lögen doo ick nich.

Un as 't nu balle eznt wull schon,
Weer ehr de Lien gereten
De driefte Schippsknecht is nu gohn,
Het sülwst de Anker schmeten. —
Wo dat nu weer, dat weet ick nich,
Äbe schmiete däb he em,
Lögen doo ick nich.

Dunn säd de Spook: „Dat weer dien Glück,
Dat du den Anker schmeten,
Sünst weerst du wedde hingerückt,
Wo du um twölw häst säten.
De Schippsknecht, de bidankte sick,
Äbe wat he säd,
Wüsd' he sülwsten nich.“

Un as se weere upgestohn,
Dunn trugde ' kum ehr Ogen,
Dunn hadden de Spöks nu ehren Kohn
Ten Mielen weggetogen. —
Wo dat nu weer, dat weet ick nich,
Äbe woher is de Geschicht,
Lögen doo ick nich.

Zuschriften.

Unter dieser Rubrik veröffentlichen wir Aufsätze anderer Leser, auch wenn diese mit der Richtung unseres Blattes nicht übereinstimmen. Eine Verantwortung für den Inhalt übernehmen wir nicht.

Ein „zeitgemäßes“ Protokoll.

Der Kampf um die deutsche Schule im Dorf Wielopole, Starostei Turek, dessen deutsche Einwohnerschaft seit der Neugeburt Polens unsäglich viel zu leiden haben, erreichte zur Zeit der Ferien verflorenen Jahres seinen Höhepunkt.

Polen und Deutsche versammelten sich zu wiederholten Malen vor dem Schulgebäude mit völlig aufgeregten Gemütern, einen ungeheuren Lärm veranstaltend. Wie sich ein Sturm allmählich zur Ruhe begibt, so legten sich auch die Gemüther der Dorfbewohner, und nachdem sie sich gegenseitig einander genug vorgehalten hatten, begab sich jeder wieder nach Hause. Der Verwalter und Schalter der Gemeinde, Herr „Rusin“, Gemeindegemeinschreiber, war es urd kein anderer, auf dessen Veranlassung der katholische Pöbel des Dorfes solche un- und wahnsinnige Ausschreitungen unternahm. Herr „Rusin“ war es auch, der auf eigene Faust das bis dorthin immer den Deutschen ausschließlich gehörende Schulland in zwei Hälften teilte und die bessere Hälfte für seinen in Wielopole als Lehrer tätigen Vater bestimmte. Oftmals kam der genannte Schwindler in Begleitung seines ihm mit Leib und Seele untergeordneten „But“, (Wojt der Gemeinde) der Name wäre als Spitzname angesichts seiner Bildung,

Schlaue und seines Charakters so ziemlich der geeignetste; ist er doch nichts weiter als Handlanger des Herrn „Rusin“ und fügt sich seinen Bestimmungen ganz und gar) nach Wielopole und versuchte mit allerhand Kniffen die Deutschen dazu zu bewegen, gutwillig den Betfaal abzugeben, damit dieser alsdann zu einem Schulraum benutzt werden könnte, indem er ihnen feste Zusagen machte, ihnen beim Neubau eines Bethauses in hohem Maße behilflich zu sein. Alle derartigen Versuche und Vorschläge des Seelenverkäufers Rusin wurden (von den Deutschen ohne weiteres) abgelehnt. Am 1. September desselben Jahres begaben sich die Tureker Herren, namentlich der erstklassig hervorragende Renegat, Gustav Bartel, Kreis Schulinspektor und der Präses der „Rada Szkolna Okregowa“, Herr Notar Szymanski, anfänglich der vielen an sie sowohl von den Deutschen wie auch von den Polen des Dorfes gerichteten Gesuche, mit dem Ziel, die in Wielopole immer mehr um sich greifenden und keine Grenzen kennenden Gegensätze und Streitigkeiten zu schlichten, dorthin und brachten ihn, den großen und berühmten Mann der Gemeinde, als Protokollschreiber mit. Herr Rusin, der in kurzfristigen Kreisen hochgeachtete Mann, hat auch ein Protokoll geschrieben, nicht aber in Wielopole im Beisein der oben erwähnten Herren und im Einvernehmen der deutschen Landwirte, sondern kurz darauf in Skodkum, seinem Wohnsitz. — Warum nicht in Wielopole? Weil die Herren Bartel und Szymanski eine zweiklassig-gemischte Schule — wie ja aus dem „Rusin-Protokoll“ ersichtlich sein wird, — mit polnischer Unterrichtssprache gründen wollten, was natürlicherweise deutscherseits mit aller Entschiedenheit abgelehnt wurde und konnte mithin keine die polnische Seite beziehungsweise keine den Herrn Rusin zufriedenstellende Resolution erzielt sowie kein diesbezügliches Protokoll verfaßt werden. Was sollte Herr Rusin, der nun ratlos dastehende, anderes anfangen, als nicht nachfolgenden Wortlaut habendes Protokoll schreiben:

Am 1. September 1921 kam das Gemeindeamt der Gemeinde Pientno, Kreis Turek, mit dem Herrn Präses der „Rada Szkolna Okregowa“ und dem Herrn Schulinspektor des Kreises Turek nach dem Dorfe Wielopole, um die Streitigkeiten zwischen den Evangelischen und Katholiken wegen der Schule in dem Dorfe zu erledigen. Der Herr Präses der „Rada Szkolna Okregowa“ aus Turek und der Herr Schulinspektor beschloßen: Um die andauernden Streitigkeiten zwischen den Religionsbekenntnissen zu vermeiden, soll die öffentliche Schule in Wielopole eine zweiklassig-gemischte mit dem Unterricht der Lehrgegenstände in polnischer Sprache sein, besetzt mit zwei Lehrern, wobei einer von ihnen, der Evangelische, seine Pflichten als Kantor tun können wird, aber trotz ernstem Willens friedlicher Erledigung der Klausel von Seiten der Schulbehörde, verharren die Evangelischen auf ihrem Standpunkt und verlangen, daß für ihre Kinder die deutsche Unterrichtssprache beibehalten werden soll, woraus hervorgeht, wie die Evangelischen unser Vaterland schätzen, umso mehr, da zur Zeit des Krieges mit den Bolschewisten die Söhne mancher Landwirte, um das Land zu retten, des Militärdienstes wegen nach Deutschland flohen und bis zur Zeit noch nicht zurückgekehrt sind. Wie von Seiten des Gemeindeamts wahrgenommen worden ist, sind die Evangelischen in Wielopole keine dem polnischen Staate geneigten Bürger, zumal sie gerade der Schule in Wielopole die deutsche Unterrichtssprache aufwerfen wollen. Die an dem Tage hier anwesende Schulbehörde war infolge aufgeregter Hindernisse von Seiten der Evangelischen gezwungen, ihre Erklärung zu unterbrechen. Infolgedessen verfaßte das Gemeinde-

amt dies Protokoll mit dem Ziel, es der Staroste vorzustellen auf Verordnung und die Abschrift von ihm der „Rada Szkolna Okregowa“, sie höflich um Vorlegung derselben dem Ministerium bittend.“

Es folgt: 1. Der Kanzleistempel, die Unterschrift der Herren Rusin und But, die des Dorfschulzen sowie die sämtlicher stimmberechtigter Familienmitglieder des katholischen Pöbels aus Wielopole.

Bevor ich an den Gleisner ersten Ranges mit einigen Fragen herantrete, möchte ich erwähnen, daß die in dem Protokoll aufgestellten Behauptungen zu den unbewiesenen und unsinnigsten zählen, die je die Welt gekannt und gesehen hat. (Es wird ja auch einem jeden beim Lesen aufgefallen sein.) Und nun Herr Rusin! Was war es, das Sie dazu veranlaßt hat, ein derartiges Protokoll zu verfassen? Doch wohl sicher nichts anderes, als die Prämie, die in Butter und Eiern besteht? Haben Sie etwa beim Schreiben desselben am Gehirn gelitten, was sehr leicht anzunehmen ist, wenn man Ihr Protokoll liest. Haben Sie Beweise dafür, wenn Sie die Behauptung aufstellen, wahrgenommen zu haben, die Evangelischen von Wielopole wären keine dem polnischen Staate geneigten Bürger, umso mehr, da zur Zeit des Krieges mit den Bolschewisten die Söhne mancher Landwirte des Militärdienstes wegen nach Deutschland geflohen sind? Sie scheinen es nicht zu wissen und vergessen zu haben, daß sich solches nicht nur von Deutschen, sondern auch von Polen sagen läßt? Würden Sie für Ihre Tasche und Ihren Bauch sorgender Scheinheiliger und überspannter Patriot, nicht wie ein Schüler, der vom Lehrer zur Tafel gerufen wird und seinen vorher aufbekommenen Lehrsatz beweisen soll und es nicht kann, dastehen, wenn man Sie hierfür zur gerichtlichen Verantwortung ziehen würde? Es muß bezweifelt werden, ob Ihnen in diesem Fall der tüchtigste Rechtsanwalt viel nützen würde?

Ich möchte bei dieser Gelegenheit die gemel schreienden Lasten und Unrechte, die den in Frage stehenden Deutschen seitens dieses berühmten und musterhaften Protokollschreibers sowie der „Rada gminna“ zugefügt und aufgebürdet werden, kurz andeuten.

Sind sie doch sozusagen die Lastträger der Gemeinde. Denn es ist nicht genug damit, daß sie die meisten und weitesten Gespanne, die sogenannten „podwoły“ leisten, es ist auch nicht genug damit, daß jeder Reisende, sei es Bettler, Soldat oder sonst jemand vom Deutschen übernachtet werden muß, sondern sie müssen auch alle sonstigen Lasten, wie zum Beispiel irgend eine Behörde in der Kreisstadt mit Heu, Stroh udg. versehen, tragen. So wurde doch die Getreidekontrollkommission seinerzeit, so oft sie auch ins Dorf kam, ausschließlich bei Deutschen untergebracht, obwohl die Zahl der polnischen Landwirte zu der der evangelischen sich wie 4 zu 5 verhält. Dieses alles haben sie doch nur, im Grunde genommen, dem Herrn Rusin zu verdanken; denn es tanzt doch nach seiner Musik der Dorfschule, der Wojt, die „Rada gminna“ usw. — Herr Rusin hat doch eine Zeitlang sogar in Schulsachen ein großes Wort geführt, aber doch nur so lange, bis sich ein energischer Lehrer in der Gemeinde niederließ, der ihm in kurzer Zeit den Mund stopfte. — Und die Deutschen — sie nehmen alles mit ruhigem Gewissen hin. Sie erfüllen alle ihre Pflichten wie die Polen, zuweilen gewissenhafter und pünktlicher als diese. Aber was — ? In der Meinung, sein Protokoll wird auswirken, daß sämtliche Deutsche von Wielopole nach Berlin getrieben werden, verfaßt er, der scheinbare Patriot, der sein Vaterland, ich weiß es ganz bestimmt, für einige Mandeln Eier und Pfund Butter oder auch für ein paar tausend Mark verleugnen und

perkaufen würde, daß dies fast nie dagewesene Schmutzige, im höchsten Grade Unsinnige, nicht auf den geringsten Prinzipien der Wahrheit beruht. — Aber — der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Herr Rusin wird auch bald das Instrument aus den Händen gleiten. Er soll nämlich verfehrt werden, und es ist schwer anzunehmen, daß ihn sein jämmerlich Weinen diesmal wie vor einigen Jahren hievon befreien wird. — Es unterliegt einem großen Zweifel, ob er in der neuen Gemeinde auch eine solche Autorität haben würde. Ach käme es doch dazu, wie froh wäre da mancher der Gemeinde, ganz besonders die Deutschen von Wielopole. Gott, der Allmächtige, vor dessen Knie sich einst alle Missetäter werden beugen müssen, wird auch über diesen „individuellen Burschen“ sein Urteil fällen. E. M.

Aus Welt und Heimat.

Deutscher Kolonialfleiß in Chile.

Wie die in Santiago erscheinende Zeitung „La Nacion“ berichtet, kam es in der chilenischen Kammer zu einer erregten Aussprache, als ein demokratischer Abgeordneter die deutsche Kolonie von Osorno (Südchile) bezeugte, daß sie einen Staat im Staate habe, in ihren Klubs und Vereinigungen separatistische Propaganda treibe und sich in Gegensatz zu der anderen Bevölkerung setze. Diese Ausführungen gegen die Deutschen erregten lebhaften Widerstand und veranlaßten den Abgeordneten von Osorno Dr. Montecino zu einer Gegenerklärung, die um so bemerkenswerter ist, als Dr. Montecino aus einer durchaus spanischen Familie stammt, also keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen zu den deutschen Kolonisten hat. Er führte aus, die Gesamtheit der Deutschen von Osorno verdiene alle und jede Wertschätzung wegen der Rechtschaffenheit ihrer Familien, ihrer Arbeits- und Ordnungsliebe und der Achtung, die sie den Gesetzen des Staates entgegenbringen. „Die Allgemeinheit der Deutschen ist gutgeartet, sie verbanken ihre Stellung ihrer Sparsamkeit, ihrer Tüchtigkeit, Standhaftigkeit und Beharrlichkeit mit der sie bei ihren Unternehmungen zu Werke gehen. Man behauptet, die Deutschen haben einen Staat im Staate. Ich halte dagegen, daß zwischen der deutschen und der spanischen Bevölkerung keinerlei Trennung im Staate besteht. Deutsche wie Spanier arbeiten gemeinsam am Fortschritt des Staates, und wir sehen bei allen Unternehmungen des Handels, der Industrie, der Politik, der Sozialpolitik, Männer beider Rassen, die nichts trennt, gemeinsam wirken, geeint durch die gleiche Arbeitsliebe und den vaterländischen Gedanken, beizutragen zum Wohle des Ganzen. Die Erfahrung von 70 Jahren beweist uns, daß von allen praktischen Kolonisierungsversuchen der Regierung kein einziger die Erfolge gezeigt hat, die den deutschen Kolonisten beschieden waren.“

Hier gibt ein Spanier eine Charakteristik der Deutschen als Kolonisatoren. Diese Worte gelten nicht nur für die Deutschen in Chile, sie gelten für alle die Deutschen, die sich in fremden Ländern niederließen, um auf fremder Scholle ihre Heimat zu finden. Gegen den Staat arbeiteten sie nie, immer für das Wohl des Landes. Die polnischen Könige wußten den Wert der deutschen Kolonisationsfähigkeit zu schätzen, als sie deutsche Ansiedler in das völlig unerschlossene Polen riefen. Deutschem Fleiß und deutscher Tatkraft verdankt im Grunde genommen das heilige Polen seine Existenz, wenn auch Herr Bonikowski seligen Andenkens die Deutschen in Polen als lästige Einbringlinge kennzeichnen wollte.

Eine furchtbare Familientragödie. Die „Gazeta Robotnicza“ berichtet in ihrer Freitag-

angabe über eine Familientragödie in Bozuschitz wie folgt: In vergrößerter Weise verkaufte eine Frau ein Schwert für 50 000 M. und ließ das Geld auf dem Tisch liegen. Ihr dreijähriges Töchterchen stahl das Geld in den Djen. Als der Vater aus der Arbeit nach Hause gekommen war, erzählte die Frau das Verbrechen. Der Vater ergriff in höchster Wut das Kind, ging mit ihm hinaus und hatte ihm beide Hände ab. Die Frau wußte nichts von dem. Als der Vater mit dem Kinde nicht zurückkehrte, ließ die Mutter ihr kleines Kind, das gerade gebürtet wurde, im Wasser und ging ihren Mann suchen. Aber wie sehr wurde ihr Herz vom Schreck erfüllt, als sie das Kind im Wasser und den Mann leblos fand, der sich anscheinend aus Verzweiflung aufgehängt hatte. Als die Frau zurückkehrte, war auch das Kind in der Wanne tot; es war in dem Wasser ertrunken. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, traf die Frau ein Herzschlag und fiel tot zu Boden.

Die Abenteuer eines Wärumiegler kam in einer Verhandlung vor der 2. Strafkammer des Berliner Landgerichts I zur Sprache. Angeklagt war der Schmied Carl König wegen schweren Diebstahls. Bei sein Verteidiger ausführte, habe der Angeklagte eine gerade ungläublich abenteuerliche Vorgangsgeschichte hinter sich. Als Schmied habe er von einem Pferd einen Schlag erhalten, der eine schwere Schraffenhütterung zur Folge hatte. Er sei dann nach Amerika ausgewandert, habe dort als Händler, Cowboy, Eisenbahnarbeiter, Mineralwasserhändler und schließlich Fremdenführer sein Leben gefeiert. Nachdem ihm sein Besitztum von Klüberbanden niedergebraut sei, sei er nach Mexiko ausgewandert und habe sich dort als Soldat an einem der dort üblichen Aufstände beteiligt und sei Offizier geworden. Nachdem er längere Zeit Südamerika in allen möglichen Berufen durchwandert habe, sei er nach Afrika ausgewandert. Dort habe er einen schweren Malaria-Anfall gehabt, sei dann bei der Schutztruppe eingetreten, habe einen Herero-Aufstand mitgemacht und sei schließlich als deutscher Kolonialsoldat nach China gekommen und habe sich bei der Eskimomang des Tala-Freies betätigt. Nachdem er in Tientsin ein sogenanntes Café, in dem Billard die Hauptrolle spielten, innegehabt habe, sei er von einer schwarzen Raubhand befallen worden, die er in einem Raubhause von Tokio anstellte. Da hier sei er nach Aufbruch des Kreuzes als Fremdenführer nach Deutschland gekommen und bei der Marine eingetreten. Am 18. November habe er sich auf dem Kreuzer „Friedrich Carl“ befunden und habe sich, als dieser unterging, mehrere Stunden schwimmend im Wasser aushalten müssen, bis er gerettet werden konnte. Ein gleiches Schicksal sei ihm im Mai des nächsten Jahres in der Slagerat-Schlacht beschieden gewesen. Auch hier sei er gerettet worden. In einer anderen Schlacht sei er durch Kolbenschläge auf den Kopf und Granatsplitter schwer verwundet worden. Die ersten Anzeichen einer beginnenden Giftstörung hätten sich bald darauf, als er wieder ins Feld gekommen sei, dadurch bemerkbar gemacht, daß er sein in der Slagerat-Schlacht erworbenes Eisenkreuz I. Klasse dem Kompaniechef nachwies und ihn zu den Engländern hinüberschickte. Er werde seinerzeit von dem Kriegsvericht wegen dieser Tat zu schwerer Gefängnisstrafe verurteilt und bestraft. Zur Verhandlung konnte der Angeklagte nicht erscheinen, da er einen Selbstmordversuch gemacht hat; er hat sich mit Glascherben beide Pulsadern durchschnitten.

Zwanzig-Millionen-Beute eines falschen Kinderfräuleins. Für 20 Millionen Dollars und Schmuckstücke erbenete ein junges Mädchen in der Kapodistrafie in Berlin. Es hatte sich dort vor acht Tagen unter dem Namen Selma Binnenhöfer eine Stellung als Kinder-

fräulein verschafft und bisher zu keinerlei Klage Veranlassung gegeben. Als am Dienstag das Ehepaar fortging und das Fräulein mit den Kindern allein in der Wohnung war, schickte es die Kinder in die Hinterkammer. Als die Kinder wieder nach vorn kamen, war das Fräulein verschwunden. Die Eltern entdeckten dann, daß sie einen Rohrplattenkoffer mitgenommen hatten, der 2000 Dollar, einen Brillantenring, Wäsche und Kleider, alles in allem für 20 Millionen Mark enthielt. Die Reimungsliste stellte fest, daß ein junger Mann mit einem Auto vorgefahren und dann nach dem Potsdamer Bahnhof gefahren war, dort den Koffer bei der Gepäckaufbewahrung abgegeben oder nach längerer Zeit wieder abgeholt hatte. In der Zwischenzeit hatte er sich ohne Zweifel mit dem „Kinderfräulein“ getroffen, um dann mit ihm und seiner Beute zu verschwinden.

Hausfreund-Kalender. Wir verweisen auf das den Hausfreund-Kalender betreffende Inserat in dieser Nummer.

Millionwka. Bei der letzten Ziehung der Millionwka fiel der Gewinn auf die Nr. 4583980, die in Lodz verkauft worden ist.

Polnische Wäse.

	27. 11.	29. 11.	1. 12.
1 amer. Dollar	16 700 Mk.	17 425 Mk.	17 550 Mk.
1 Pf. Sterling	75 800	79 700	77 600
1 franz. Frank	1203	1217	1195
1 deutsche Mark	2.10	200	2.30

Warschauer Getreidebörsen. 28. November. (Preise netto für 100 Kilogramm ab Verladestation, falls nichts anderes vermerkt): Roggenkleie franco Wagon Warschau — 15000, Hafer aus Kongresspolen — 33500, Roggen — 33500, Posener Hafer — 35000, Roggenmehl 50 prozentig franco Lager des Käufers — 58000—60000—57500, Weizenmehl 50 prozentig franco Lager des Käufers — 90000, Leinkuchen und Rapskuchen franco Warschau — 3250, Leinsamen 90 prozentig — 73500.

Humor.

kleine Berwächung. Tierarzt M. im Exzentral war ein Original. Ein seltener Humor und eine gute Portion Dürchheit waren sein eigen. Doch hat ihn letztere niemand übel genommen, da man wußte, daß alles aus einem treuen, aber eben Herzen kam. Er redete die Bauern mit dem vertraulichen „Du“ an und hatte nichts dagegen, wenn auch diese ihn wieder dazten. Er verstand sein Fach aus dem „FK“, war allezeit gefällig, zu jeder Stunde in der Nacht hilfsbereit und nahm bei Aufstellung seiner Rechnungen auf die Zahlungsfähigkeit der Leute weitestgehende Rücksicht. Das verschaffte ihm Ansehen und Zuneigung. Eines Tages sagte ein ihm wohlbekannter Bauer zu ihm: „I wech gar net, Dok't'r, jekt leig i sch' drei Näch' im Stall hinner meiner Kuh un wack uff's Risse.“ — „Do hamersch“, sagte der Doktor; das war nämlich seine stehende Redensart, wenn er die tieferen Utsachen einer Erscheinung erkannt hatte. „Wäsch“, sagte er fort, „wä Du hintendran lieg'sch, dann meint se halt, se hätt' sch' gefalbt!“

Wochenschau.

Polen. Am 27. November d. J. hat in Warschau die feierliche letzte Tagung des alten Sejm stattgefunden. Dieser Sejm hatte im ganzen 343 Vollstimmungen abgehalten und die Sejmkommissionen etalge tausend Sitzungen. Es wurden 571 Gesetze teils neu geschaffen, teils ge-

ändert. Am gleichen Tage haben die deutschen Abgeordneten und Senatoren in Warschau einen „Deutschen Klub“ gegründet, wobei der Abgeordnete Kaumann zum Führer der deutschen Sejmgruppe gewählt wurde und die Abgeordneten Spickermann, Klinke und Wita zu Stellvertretern desselben. Mit der Führung im Senat wurde Senator Hassbach beauftragt und zu seinem Stellvertreter Szejewski gewählt. Der Abgeordnete Graebe wurde zum Vizeleiter gewählt und die Abgeordneten Krajczyk und Berbe zu Stellvertretern. Dieser Zusammenschluß der deutschen Sejmabgeordneten und Senatoren ist sehr erwünscht und gibt uns die Gewähr, daß sie in allen deutsch-polnischen Fragen fest zusammenhalten werden, gleichviel wie sie sonst politisch orientiert sein mögen.

Die Eröffnung des neuen Sejm und Senats erfolgte am 28. November, nachdem in der St. Johanniskathedrale und in der evangelischen Kirche ein feierlicher Gottesdienst abgehalten worden war, mit einer Botschaft des Staatschefs. Darauf übernahmen sowohl im Sejm wie auch im Senat der älteste Abgeordnete und der älteste Senator den Vorsitz und es folgte die Eidesleistung. Die ersten regelrechten Sitzungen begannen in beiden Kammern am 1. Dezember.

Für die deutschen Sejm- und Senatsabgeordneten wurde, wie erwähnt, auch in der evangelischen Kirche in der Ruuswastrafie vom Generalsuperintendenten Warsche ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. Dabei ist allgemein das Fehlen des Konistorialrats und Synodalen, Prof. Dunkel, der Antragsteller des famosen Synodalmahlgesetzes Dohel u. a. aufgefallen, die es vorgezogen hatten, nicht dem evangelischen, sondern dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen.

Bei der Eidesleistung in beiden Kammern haben einige russischen Sejmabgeordnete und eine russische Senatorin den Eid in russischer, beziehungsweise russischer Sprache ablegen wollen, was jedoch, im Hinblick auf den entsprechenden Gesetzesparagrafen in der Verfassung, abgelehnt worden ist. Sie legten darauf den Eid in polnischer Sprache ab.

Zum Marschall des neuen Sejm ist am nächsten Tage der Abg. Maziej Kataj und zum Vorsitzenden des Senats der frühere Sejmarschall Trompczynski gewählt worden. Bezüglich der kommenden Wahl des Staatspräsidenten verlangt, daß sich alle Linksparteien auf die Kandidatur Josef Bilsubstis geeinigt hätten.

Im Hafen von Neufahrwasser bei Danzig ist ein großer Brand ausgebrochen. Es verbrannte ein Speicher, der der polnischen Bahnverwaltung gehörte. Riesige Mengen Manufakturwaren, Leder, Farben, Oele, Nähmaschinen, Medikamente und dergleichen sind dem Feuer zum Opfer gefallen. Noch kurz vor Ausbruch des Brandes sind in den Speicher für 70 Millionen Mark Arzneimittel eingelagert worden. Der Gesamtschaden beläuft sich auf mehrere Milliarden. Die Ursache des Brandes ist unbekannt.

Litauen. Die Regierung Salwanas hat dem Staatspräsidenten ihr Rücktrittsgesuch überreicht. Das neue Kabinett dürfte aus christlichen Demokraten und Volkssozialisten zusammengesetzt werden.

Rußland. Aus der Sowjetukraine kommen beunruhigende Nachrichten. Die gesamte Sowjetpresse hat eine energische Kampagne gegen Polen begonnen. Polen wird wegen seiner Politik in Ostgalizien heftig angegriffen. In allen größeren Mittelpunkten der Sowjetukraine werden Kundgebungen unter der Losung „Für die Befreiung Ostgaliziens“ veranstaltet. Der Vertreter des ukrainischen „C.“ (Hauptvollzugsausschuß) verkündete auf einer Versammlung in Charkow: „Der

Dampf des in Ogalien vergossenen Blutes schreit um Rache gen Himmel. Das Blut unserer westlich des San wohnenden Brüder, die zu Tode gequält werden, wird über die polnischen Genfer und ihre Nachkommen kommen. Wir schwören, daß wir uns nicht eher zufrieden geben werden, bis wir dieses Blut gerächt haben und die karpathische Ukraine mit uns in ein national-staatliches Ganzes vereinigt ist. Eine weitere Nachricht besagt, daß am 14. November in Charlow ein wichtiger Kriegsrat stattgefunden habe.

Das klingt allerdings sehr bedrohlich. Es ist als wäre die Welt verheert und als ob das arme geplagte Europa nie zur Ruhe kommen sollte.

Unter den Eisenbahnern in Rußland ist infolge unzulänglicher Lohnzahlung und Lebensmittelversorgung eine starke Gärung entstanden. Der Chef der „Tschela“ Dsjerjynskij droht mit einer Militarisierung der Eisenbahnen. Dies ist wieder ein Beweis für die Lotterwirtschaft im Sowjetparadies.

Wie aus einem Bericht des Kommissars für Landwirtschaft hervorgeht, hat sich die besäte Landfläche in Rußland gegenüber dem Vorjahr um 15 Prozent verringert. Zum Frühjahr wird 800 Millionen Rub Saattiefe fehlen. Am 1. September d. J. hatte ein Drittel der Landwirte keine Pferde, so daß Menschen die Pferde erlegen mußten. Daraus kann man am besten ersehen, welche heillosen Zustände in der ehemaligen Kornkammer Eur pas unter der Bolschewikenherrschaft eingetreten sind.

Frankreich. Daß Frankreich nicht im Egeringsten daran denkt, abzurufen, geht aus den letzten Verhandlungen über den Militärhaushalt im französischen Abgeordnetenhaus klar hervor. Der Abg. Fabry sagte ungefähr folgendes: „Wir müssen dem Lande eine starke Armee geben. Die Rüstungsindustrie muß so großzügig ausgebaut und organisiert werden, daß notwendigerweise das ganze Land Kriegsdienste leisten. Der Rhein sei Frankreichs Sicherheit.“

Griechenland. Das griechische Kabinett ist nach nur kurzer Tätigkeit zurückgetreten. Die Lage ist dadurch sehr verwickelt.

Das neue griechische Kabinett hat folgende Zusammensetzung: Oberst Bonatas — Ministerpräsident, Alexandris — Außenwes., Pangalos — Krieg, Bulgaris — Marine, Mauromichalis — Inneres und Prekas — Finanzen.

Die ehemaligen griechischen Minister Bonaris, Theodorakis, Protopodakis, Strados und Baltakti, wurden nun doch zum Tode verurteilt und sofort hingerichtet. Diese Minister sollten daran „schuld“ sein, daß Griechenland den Krieg gegen die Türkei verloren hat. Wie anders haben doch die Bulgaren gehandelt, bei denen die Kriegsschuldfrage ihrer Minister mit fast 99 Prozent durch Volksabstimmung verneint wurde. Der bekannte Krämergeist der Griechen zeigte sich darin in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Ein Sprichwort sagt: Ein Grieche übertrifft an Schlantheit drei Armenter, ein Armenter drei Juden. Man könnte hinzufügen: „an Gewissenlosigkeit auch.“

Die Klärung der ehemaligen griechischen Minister hat in allen Ländern Empörung hervorgerufen. Die englische Regierung hat ihren Gesandten aus Athen zurückberufen und der amerikanische Gesandte hat bei der griechischen Regierung gegen ihr Vorgehen protestiert. Die Großmächte beabsichtigen gegen Griechenland im Hafen von Piräus eine gemeinsame Flotten demonstration zu veranstalten.

König Georg von Griechenland soll beabsichtigen abzutreten, da das Revolutionstribunal nun auch seinen Bruder, den Prinzen Andreas, wegen Staatsverrats aburteilen will.

Türkei. In Konstantinopel hat der feierliche Regierungsantritt des neuen Sultans, eines Bru-

ders des entthronten, stattgefunden, heißt es in einem Bericht. Diese Nachricht ist insofern verwunderlich, als sich bekanntlich die Angora-Regierung für eine republikanische Regierungsform entschieden hatte und beabsichtigt war nur einen neuen Kalifen, aber keinen Sultan zu wählen. Der abgesetzte Sultan war gleichzeitig auch Kalif, d. h. das geistige Oberhaupt der Türkei. Sollte man es sich in Angora inzwischen anders überlegt und den neuen Kalifen gleichzeitig mit der Sultanswürde betraut haben?

Nach Meldungen aus Konstantinopel, ist in Westthrazien ein Aufstand ausgebrochen. Eine bewaffnete Bande von 5000 Mann marschiert auf den Hafen von Debragatsch zu, um die Durchführung einer Volksabstimmung zu erzwingen. Der Aufstand dürfte von den Türken angezettelt worden sein.

Schweiz. Ueber die Konferenz in Lausanne berichtet uns der Mangel an Raum ausführlich zu berichten. Im allgemeinen kann man sagen: Es wird weiter „konferenziert“. Man versucht den Türken das Fell über die Ohren zu ziehen und diese wehren sich, so gut sie können, wobei sie von den Sowjets nach Möglichkeit unterstützt werden. Man will jedoch die Bolschewiken nicht so recht zu Worte kommen lassen und will ihnen nur die Teilnahme an der Meerengenfrage gestatten.

Amerika. Der ehemalige französische Ministerpräsident Clemenceau, Schöpfer des berühmten Versailler Vertrages ist nach Amerika gereist, um seinerseits zur engeren Verknüpfung der amerikanisch-französischen Freundschaftsbande beizutragen. Der Empfang den ihm die Amerikaner bereitet haben, war jedoch verdienstermaßen kühl und abweisend. Im Senat fielen über die französische Machtpolitik und die Haltung Frankreichs in der Reparationsfrage Deutschland gegenüber vernichtende Worte. Senator Borah sagte, kein lebender Mann sei mehr verantwortlich für das augenblickliche Elend in Europa als Clemenceau, denn er trage mehr als ein anderer die Verantwortung für die zerstörenden Bedingungen des Versailler Vertrages. Am bedauerlichsten sei die Beschuldigung der Ehrlosigkeit gegenüber Amerika. Borah erklärte weiter, Frankreich und England seien eben dabei, Syrien und Mesopotamien auszubeuten. Senator Hitchcock sagte, es sei wahr, daß Deutschland, die Türkei und Rußland allmählich zusammenrückten. Frankreich treibe sie jedoch nur durch seine Haltung zu ihrer Vereinigung. Er forderte Clemenceau auf, die Reparationsfrage ganz offen darzulegen und die Anwesenheit der schwarzen Truppen am Rhein, die nicht gerechtfertigt werden könne, zu erklären. Wenn Frankreich einen Abgesandten schicken wollte, um die Sympathie der Amerikaner zu gewinnen, so hätte es eine geeignetere Person schicken können als Clemenceau, der die Politik der Härte gegenüber Deutschland vertrete. Die auswärtige Politik der amerikanischen Regierung müsse abgeändert werden, wenn in Europa Ruhe bestehen solle. Deutschland befinde sich am Rande des Aufstandes infolge der französischen Reparationspolitik. Es sei vollkommener Unsinn zu erwarten, daß Deutschland jemals die französischen Forderungen erfüllen könnte. Die französische Politik sei eine Politik des Krieges und nicht des Friedens. Frankreich möchte lieber, daß Deutschland nicht bezahlen könne, als daß es wirtschaftlich stark genug werde, um die Zahlungen zu leisten. Amerika könne einer Nation, die hartnäckig bei seiner militärischen und Eroberungspolitik bleibe, seine moralische Unterstützung nicht gewähren. Clemenceau wolle einen bewaffneten Frieden, der ihm dazu dienen sollte, Deutschland zu zerstückeln und es dem militaristischen Frankreich auf Gnade und Ungnade auszuliefern. Wir sehen also, daß die Amerikaner die wahre Sachlage in Mitteleuropa richtig erfasst haben.

Spende für den Volksfreund.
Durch Herrn Lehrer Gustav Schläpfer aus Czartowia 3170 Mark.

Briefkasten.

Herrn E. R. in Jusefowo. Das eingesandte Gedicht ist nicht druckreif.

Herrn H. B. Vermaß und Röhms hüten. Abgesehen davon, möchten wir an dieser Stelle alle gelegentlichen Mitarbeiter des Volksfreundes darauf aufmerksam machen, daß wir für Gedichte im allgemeinen überhaupt keine Verwendung haben. Dagegen sind uns Artikel in Prosa, die sich auf Fragen von allgemeinem Interesse oder auf die Allgemeinheit interessierende, kritische Angelegenheiten beziehen, willkommen. Wir richten daher an unsere Leser und gelegentlichen Mitarbeiter die höfliche Bitte, uns keine Gedichte mehr zu senden, da wir damit tatsächlich nichts anzufangen wissen.

Druck: Verlagsgesellschaft „Lodzer Freie Presse“
m. b. H., Petrikauer Straße 86.

Spargelder

verzinsen wir
bei täglicher Kündigung mit 6%
6-wöchentl. „ 10%
1-jährl. „ 12%
längerer Kündigung nach Vereinbarung

Deutsche Genossenschaftsbank in Polen
A. G.

Lodz, Aljeje Kosciuszki 45/47. 83

„Die Warte“

Der von den Deutschen in Polen gerngelesene Kalender ist für 1923 erschienen.

Er bringt auf 160 Seiten eine Fülle von Unterhaltungstoff belehrender Artikel und zahlreiche Illustrationen.

Preis Mk. 750.

Wiederverkäufern Rabatt.

Bestellungen erbittet 51

Das Verlagshaus „Kompass“
Lódz, Rawrot Nr. 26.

Schreib-, Lese-, Fibeln,

Hausfreund-Kalender 1923.

Zu beziehen per Nachnahme durch Herrn

Gustav Ewald, Lodz,
Zamenhofs Nr. 17.

Rasche Bedienung.

55 Wiederverkäufern Rabatt.

Infolge der allgemeinen Teuerung sehen wir uns leider veranlaßt, den Preis des

Hausfreund-Kalenders

für das Jahr 1923, vom 1. Dezember dieses Jahres auf **Mk. 700.** zu erhöhen. 50

W. Mielke, Warschau, spólna 10,